

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 2 (1926)
Heft: 14

Artikel: Maria
Autor: Hagenbuch, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARIA

EINE OSTER-ERINNERUNG VON HANS HAGENBUCH

(Nachdruck verboten)

Auf dem Brenner lag der Schnee noch tief, während drunter im Einschlag staubige Straßen vom Märzwind gefegt wurden. Aus braunen Sonnenhängen schimmerte schon das Hellrosa der Mandelblüten hervor.

Am Reiseziel war kaum mehr ein Unterkommen zu finden. Obwohl im voraus angemeldet, mußte ich in meiner Pension mit einem kleinen Zimmer im obersten Stockwerk vorlieb nehmen. Aber vielleicht genügte es mir, bis ein besseres freie werde, meine begütigend die Gastwirtin.

Ich besah mir das Zimmer. Es trug die Zahl zweihundzwanzig und war mit anderen unmittelbar unter dem Dach in einen verschlagartigen Raum eingebaut. Aber dafür bot das Fenster um so ungehinderte Aussicht auf die fernen überschneiten Bergspitzen. Das paßte mir. Die Kammer selbst machte den Eindruck der Sauberkeit, hatte elektrisches Licht und besaß sogar ein Sofa, auf das man sich mit einiger Sorgfalt setzen konnte.

Mit der Bedienung mußte ich Nachsicht haben, fügte die Wirtin bei. Sie sei in Verlegenheit gewesen und habe nun ein ganz junges Ding aus dem Welschen einstellen müssen, das kein Wort Deutsch verstehe. Aber das Mädchen sei willig, und im Notfall könnte ich mich immer an sie selbst wenden.

Das gedachte ich nun freilich keineswegs zu tun. Denn italienisch zu sprechen, fiel mir nicht schwer, ja bot höchstens einen Reiz für mich. Und dann war ich damals anfangs zwanzig, also in einem Alter, da ein «junges Ding» als solches mehr interessiert, als die vollkommenste Bedienung. Was brauchte ich denn hier unten anderes als Sonnenschein und gute Luft, Aufheiterung nach drückenden Nebelmonaten voller Arbeit und Unrat? Sonnenschein vor allem, auch wenn er aus glänzenden Mädchenaugen kam!

Kurz und gut, die Entschuldigung der Hauswirtin, weit entfernt, mich abzuschrecken, hatte lediglich meine Neugierde erweckt. Kaum waren die bedächtigen Schritte aus der Treppe verklungen, so drückte ich auf die Klingel. Ich kam mir vor wie Aladin, der seine Wunderlampe reibt.

Was erschien, übertraf alle Erwartungen. Eines der holdseligen Wesen aus venezianischen Altarbildern stand leibhaftig vor mir. Wie süß, dieses noch kindlich runde Antlitz, eingefäst von der Fülle schwarzer Haarflechten! Wie unter der Last der Wasserkrüge, die das Mädchen schleppete, der Reiz seiner zarten und doch so sehnigen Gestalt sich entfaltete!

Und doch schämte ich mich im stillen all des Unsinns, der mir bei dem Gespräch meiner Wirtin durch den Kopf gegangen war. Der reine Glanz dieser großen goldenen Augen schien jedem frechen Gedanken Einhalt zu gebieten. Es war eine Schönheit, die entwaffnet.

Daß das Gespräch anfangs stockte, lag nicht am Italienischen. Außerdem hatte es das Mädchen offenbar eilig. Aber seinen Namen mußte ich doch noch wissen, ehe es ging.

«Maria!»

Nie in meinem Leben habe ich das bedeutungsschwere Wort mit so wunderbarem Klang aussprechen hören wie von diesen Lippen.

Also Maria. Wie sie sei, forschte ich weiter, um das holde Geschöpf noch ein paar Augenblicke länger bei mir zurückzuhalten.

«Sechzehn Jahre. Aber ich werde bald siebzehn.» Sie erröte leicht.

Maria war noch in jenem glücklichen Alter, da man gerne die Zahlen nach oben aufrundet.

Dann erzählte sie von ihrer Heimat, von den Rebengärten, in denen ihr Vater arbeitete, und kam, einmal vertraulich geworden, unvermerkt ins Plaudern, bis es läutete und sie erschreckt die Treppe hinuntereilte.

Die Unterhaltung wurde jedoch am nächsten Morgen wieder aufgenommen. Es war nicht viel, was wir uns zu sagen hatten. Aber nur schon die bloße Gegenwart Marias, der Klang ihrer Stimme und ihr so recht von Herzen kommendes Lachen bereitete Genüf. Diese Morgen gespräche, so kurz sie auch waren, gaben meinen Wandertagen einen freudigen Auftritt. Denn ich war fast beständig unterwegs, um das wolkenlose Wetter zu genießen.

Eines Abends kam ich müde, aber voller Sonne und bunter Bilder nach Hause. Zeitiger als sonst ging ich zum Nachtessen und suchte schon früh mein Zimmer auf. Während ich die vielen Treppen emporstieg, standen noch die roten Zaeken der Dolomiten wie erstarnte Flammen vor meiner Seele. Der wenige Wein, den

ich getrunken hatte, schien das Blut in meinen Adern zum Kochen zu bringen. Oder war es die Sonnenglut, die in mir nachlohte?

Oben auf meinem Stockwerk angelangt — ich hatte immer noch das gleiche Zimmer Nummer zweihundzwanzig —, stützte ich einen Augenblick. Wie kam es, daß bei mir Licht brannte? Durch den offen stehenden Türspalt fiel ein heller Schein auf den Korridor.

Verwundert trat ich ins Zimmer. Aber welche Veränderung hatte sich in dem Raum vollzogen! Das Sophia war verschwunden, der Waschtisch

ehler wie eine Unfreundlichkeit. Jedenfalls hatte Maria so oder so etwas anderes erwartet. Denn wenn sie mein Eintreten in ihre Kammer nur mit Lachen begrüßt hätte, so zeigte ihre kindliche Stirne eine kleine Falte, als ich mich zur Türe zurückzog. Daß ich dazu noch über die Schwelle stolperne, versteht sich. Aber ich war nun wohl oder übel draußen. Wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat, schlüpfte ich leise in mein Zimmer, nicht ohne mich diesmal zu vergewissern, daß es wirklich Nummer zweihundzwanzig war.



OSTERN IM TESSIN

Aufstieg zur Kirche in Gondria

Phot. Ruedi

zu einem kleinen eisernen Gestell zusammengezerrt. Und das Bett stand gar in der entgegengesetzten Ecke. In den Kissen aber bewegte sich etwas. Zwei kohlschwarze Augen blickten mich groß und erstaunt an.

Maria!

Jetzt erst begriff ich, daß ich mich in der Zimmertür geirrt haben mußte.

Ich wollte etwas sagen. Aber das Schweigen verwirrte mich völlig. Wenn sie mich wenigstens geschönt hätte! Wie leicht wäre es mir geworden, mich zu rechtfertigen, im Seher oder im Ernst, je nachdem. So aber stand ich wortlos im Banne dieser blauen Augen und dieses Mundes, der mich mit einer prächtigen Reihe weißer Zähne anlachte. Unruhig glitzerten die großen Ohrringe aus dem Haar dunkel hervor.

Was das reine Unbefangenheit eines Kindes oder die ebenso unbefangene Aufmunterung einer Wissenden? Beides schien mir im Augenblick gleich widersinnig. Ich war schon zu weiterfahren, um in solcher Lage mich ohne weiteres auf den Ton der Unschuld einzustellen und doch nicht verdorben genug, um die Gelegenheit rücksichtslos auszunützen. Dieser Zweispielt raubte mir Verstand und Sprache.

Der Boden unter mir begann zu brennen. Was schließlich mit einem Stottern sagte, weiß ich selbst nicht mehr. Es sollte eine Entschuldigung sein, klang aber wahrscheinlich in der Hast der hervorgestößenen Worte wohl

Dort hatte ich Zeit, über das Vorgefallene nachzudenken. Meine Phantasie, die mir im entscheidenden Augenblick das richtige Wort nicht hatte eingeben können, wurde nun nicht müde, sich nachträglich um so eifriger in Vermutungen zu ergehen. Was hatte das alles zu bedeuten? War der offene Türspalt ein Zufall gewesen oder Absicht? Hatte er in diesem Falle mir gegolten — oder am Ende einem anderen, mir Unbekannten, dem das scheinbar so engelhafte Wesen heimlich seine Gunst schenkte? Aber wieso dann dieses unbefangene Lachen, dieses Fehlen jeder Bestürzung? Stechende Eifersucht wechselte mit tollkühner Hoffnung, dann wieder mit der Beschämung darüber, mich auf solchen Gedanken zu ertappen. Das einzige Sichere in dem wüsten Durchheinander von Gefühlen, die mich durchstürmten, war die Erkenntnis, daß ich mich in jedem Falle wie ein Schuljunge benommen hatte. Wie, wenn ich zurückginge, meinen Zweifeln ganz einfach ein Ende bereitete? Wenn ich versuchte, wenigstens durch ein schlichtes, menschliches Wort das Lächerliche meines Rückzuges zu mildern?

Doch ich fühlte deutlich genug: dieses Paradies war für mich auf ewig verloren. Ich hatte vom Baume der Erkenntnis genossen, und nun war die freundlich wirkende Helle des Türspaltes zu einem Flammenschwert geworden, das mir den Eingang nach dem Garten Eden sperrte.

Mein Verhältnis zu Maria hatte von diesem

Tage an seine Unbefangenheit eingebüßt. Zwar brachte mir das Mädchen mit der gleichen Freundlichkeit wie immer des Morgens meinen Kaffee. Aber das einfachste Gespräch wollte nicht mehr in Fluß kommen. Von dem abendlichen Ereignis sprach keines von uns ein Wort. Auch stand die Türe von da an nie mehr offen.

Dagegen erfuhr ich, daß Maria häufig zur Kirche ging. Sie drang in mich, daß ich mir das Heilige Grab ansehen sollte, das eben jetzt — es war Karfreitag — in der Pfarrkirche aufgebaut war.

Gern entsprach ich dem Wunsch. Mit den Schauern alter Kindheitserinnerungen besaß ich mir die Heilandegräf. Schwarz verhangt waren die Bilder des Hochaltars. Da plötzlich erschien ich Maria. Sie kniete in einer Seitenkapelle und betete, den Kopf, wie unter der Last seiner Haarleichten, tief nach vorne gebeugt. Ich drückte mich in den Schatten eines Pfeilers, um nicht von ihr gesehen zu werden. Dort stand ich, in dem Anblick dieses Bildes versunken, bis Maria sich erhob und mit ihrem begeschwingten Gang über die ausgetretenen Steinfliesen der Türe zustrebte.

Da verstand ich, daß dieses Wesen, wie es auch beschaffen sein möchte, mit Gott und Natur in einem besonderen Verhältnis stehen mußte, von dem wir zwiespältige Menschen wohl das geringste wissen.

Maria, die ich erst zu Hause sprach, war sehr glücklich, daß ich das Heilige Grab schön gefunden hatte. Sie nahm mir auch das Versprechen ab, abends in die Auferstehung zu gehen.

Ich hielt mein Wort, sah den Zug der weißen Mädchen, die vom Rosenschein der Kerzen überhaupt waren, sah, wie unter schwankendem Baldachin und in Wolken von Weihrauch das Allerheiligste getragen wurde. Und dann, von Orgelgebräu und Posamenstößen begrüßt, erschien das Bild des Erlösers in der Auferstehungsglorie. Draußen am Berge hielten die Böllerstücke, und von den Türmen läuteten die Glocken, die in den letzten Tagen geschwiegen hatten.

Am Ostermorgen schien mir die Sonne hell ins Zimmer. Maria war, als sie mir das Frühstück brachte, in festtägliches Schwarz gekleidet. Sie hatte schon die Frühmesse besucht. Auf dem Serviertisch aber stand heute statt der gewohnten Semmeln das stolze, überzuckerzte Gebäude eines Gugelhops, aus dem oben blaue Veilchen hervorlugten. Und inmitten des Straußes steckte eine kleine Kirchenfahne, auf deren roter Seide das Lamm Gottes mit den Auferstehungszeichen eingestickt war.

Maria weidete sich an meiner Überraschung. «Der Kuchen ist von der Patronin,» sagte sie endlich.

Von wem der Rest war, entnahm ich ihrem Blick.

Wieder befiehl mich Verwirrung. Ich wollte danken und suchte nach dem rechten Wort. Aber Maria streckte mir einfach ihre Kinderhand mit einem herzlichen «buona festa» entgegen und verschwand.

Ich nahm die kleine Fahne zur Hand. Sie baumelte an einer Stricknadel, auf die Maria ein vergoldetes Kreuzchen gesteckt hatte.

Wie bleiben wir doch ewig Schuldner vor solch schlichten Geschöpfen Gottes!

Was hatte ich, um Marias Gabe zu erwidern? Einen verspäteten Dank und die paar freundlichen Worte beim Abschied. Das bisschen Trinkgeld, dessen Brauch mir noch nie so schüßig vorgekommen war.

Nur etwas ist es, womit ich dir, Maria, danken kann. Das ist mein treues Gedenken, das sich jedes Jahr um die Osterzeit in meiner Seele einstellt. Das ist die Versicherung, daß ich heute, wo dir der Gast von Nummer zweihundzwanzig längst dem Gedächtnis entschwunden sein wird und sich vielleicht in deinen blanken Augen bereit die Enttäuschung des Lebens malt, immer noch wie ein Kleindot die rote Auferstehungsfahne hege, die an keinem Ostermorgen auf meinem Frühstückstisch fehlen darf.

Nicht ohne innere Bewegung sah ich wieder die Stricknadel, die eins deiner kindliche Hand geführt hat, die bunte Stickerei auf dem Stück einem roter Seide.

Und in das Zwitschern der Vögel vor meinem Fenster, in den Ruf der Osterglocken mischt sich die Erinnerung an deine Stimme, Maria, an dein unvergängliches «buona festa».